

So verharrt sie, am Boden kauend. Die Gespräche im Schenzzimmer sind verstummt. Jetzt erst fällt es den Männern auf, daß die Tür sich geöffnet hat und doch niemand herein kam. Betroffen sehen sie auf das Geschehen. Mit einem Male sagt einer halblaut vor sich hin: „Weihnachtsabend“, und sie horchen auf den Glockenklang, der über die Dächer

Bezuschkins Glück.

Nach einer Erzählung von N. Kryschin.

(Aus dem Russischen übertragen von H. Riedke-Steglich.)

Das Glück hat Bezuschkin sonst nie verlassen. Wie er zu sagen pflegte, war es für ihn zwecklos zu baden, er kam immer trocken aus dem Wasser. Sehr oft genoss er Pasteten aus der Staatsbäckerei oder Privatbetrieben, und nicht ein einziges Mal ist er davon gestorben. Man gab ihm die Stelle des Kassierers bei einer Genossenschaftsbank; das Schicksal wollte, daß er keine Kopie Genossenschaftsgelder bei Seite brachte. Dennoch wurde ihm sein Abbau angekündigt.

„In diesem Falle“, erklärte mir Bezuschkin befürmert, „wird mir nichts helfen. Erstens ist mein Amt wirklich ganz entbehrlich, ich bin eigentlich mehr unnützer Ausgabeposten als diensttuender Angestellter. Zweitens haben wir einen neuen Leiter, der auf meinem Posten zwei seiner alten Mitarbeiter unterbringen will. Mit einem Wort: meine Lage ist hoffnungslos. Kannst Du mich nicht irgendwie versorgen?“ Ich schüttelte den Kopf: „Keine Möglichkeit! In unserem Betriebe sind alle Stellen besetzt. Du weißt selber...“ Bezuschkin seufzte und ging in ein Kino.

Eine Woche später ertugte ich mit genauer Not den Nadeln eines Autos, in dem Bezuschkin saß. Das Gefährt hielt, Bezuschkin öffnete den Schlag und rief: „Das hätte Dir schlecht bekommen können. Man muß aufpassen. Nun, steig ein, ich werde Dich fahren.“

Der Mann von „Format“.

Von Geheimrat Dr. Alfred Biese-Frankfurt a. M.

Jeder rechte Genius gestaltet sich seine eigene Sprache, seinen eigenen Stil. Wir sehen es an Luther, Goethe, Büchner, ja selbst an unseren lebenden Dichtern, wie unglaublich sie sich in modischen Entartungen überbieten. Aber auch jede Zeit hat ihre Schlagwörter, sie gehen gesüßelt von Mund zu Mund und stehen sich in jede Zeitung hinein. Wie verberbtlich im Weltkrieg sie waren, erfahren wir zu unserem Schrecken. Jedoch auch im heutigen Sprachgebrauch des Alltags tauchen immer neue Wortprägungen auf, und es ist recht bezeichnend, ja beschämend für uns Deutsche, daß sie meist aus Fremdwörtern bestehen. Die Sucht nach dem Fremden ist eben unausrottbar. So entstand plötzlich, ich weiß nicht bei wem zuerst, das Wort „Format“, sonst vor allem im Buch- und Papiergewerbe üblich, nun auch in übertragenem Sinne. Nun grassiert es. Da lesen wir in einer Zeitung: „Ein Mann von Format wird in der Politik gefordert“, in einer anderen: „Der Professor hielt eine Festrede von bedeutendem geistigen Format“ oder: „Gottfried Keller war noch ein Epiker größten Formats“ oder: „Der Minister ist nicht Resortfanatiker, er hat Format“, er wirkt durch seine Persönlichkeit.“ Oder hochpathetisch: „Spüren wir nicht das Zittern der ganzen Erde sich bewegen, wenn ein Mensch von Format sich seiner Last, seiner Irrtümer, seiner Seligkeiten entäußert?“ Das Neueste ist das Eigenschaftswort „formatig“. „Es ist eine formatige Dichtung.“ Wen schauderte es da nicht in seinem Sprachgefühl?! — Das Gegenteil eines Menschen von Format ist der „Mensch ohne Niveau“. So lese ich z. B. in einer literarischen Zeitschrift: „Ein Autor hat vor seinem Talent die Verpflichtung, ein einmal bekanntes Niveau zu halten... das Niveau-Halten ist allein eine Frage der Kraft.“ Wer seine Muttersprache liebt und sie rein von unnötigem Glitterwerk und fremder Schminke erhalten möchte, kann ebenso gut sagen: Ein Dichter hat die Pflicht, sich auf der einmal errungenen Stufe oder Höhe zu behaupten. Kann man nicht ebenso gut für „ein Mensch von Format“ sagen: „ein Mensch von Rang, von Bedeutung, von innerem Gehalt, von Ernst und Würde und Tiefe? Aber das gilt wohl als schulmeisterlich, und so werden diese erotischen Gewächse weiter wuchern wie „ein Mann scharfen Kalibers“, von hoher „Mentalität“, von — Format, von — Niveau! Der deutsche Sprachgeist freilich verhüllt traurig sein Haupt.

Zehn Gebote für Herzkrankhe.

Von Dr. med. E. Müller.

Du darfst Dein krankes Herz nicht zum Mittelpunkt der Beachtung machen. Hinlenken der Aufmerksamkeit stört stets den zweckmäßigen Ablauf automatisch gesteuerter Körpertätigkeiten.

Hüte Dich vor den falschen Propheten, den Kurpfuschern, Besserwissern, fanatischen Gesundheitsaposteln.

Ausreichender ruhiger Schlaf ist das beste Erhaltungsmittel für das Herz. Störe nicht den Schlaf durch abendliche Erregungen.

Jede Verstimmlung, jede Festigkeit ist sehr schädlich für das Herz. Selbsterziehung zu gleichmäßiger, gemessener froher Geistes Einstellung ist ein wichtiges Gebot. Den ärztlich erteilten Lebensgenuss lasse Dir nicht verüßern.

Vermeide körperliche Überanstrengungen. Beachte die Warnungszeichen: Kurzatmigkeit, Herzpochen.

Vorsichtige Mäßigkeit ist nötig im Gebrauch von Genussmitteln. Nikotin ist äußerst gefährlich für das Herz. Coffein bewirkt eine starke Herzerregung, die vermieden werden muß. Konzentrierte Spirituosen, junge oder erhitze Weine, übermäßiger Genuß alkoholhaltiger Getränke sind schädlich.

Du sollst nicht aus Rücksichtnahme auf Dein Herz zum Tagebied werden, Schonung ist nötig, aber auch richtig bemessene Übung, sonst wird das ungenügend betätigte Herz immer leistungsfähiger. Herzübung ist aber nur unter ärztlicher Beobachtung zulässig.

Hüte Dich vor der Lüge der Selbsttäuschung. Bei Störungen des Wohlbefindens und regelmäßig etwa alle drei Monate soll vorsichtshalber eine objektive ärztliche Kontrolle stattfinden.

Alle Leidenschaften, alle Erregungen im Gemütsleben sind schädlich.

Aufreibende geistige Tätigkeit, gepfeilt durch Habgier, Ehrgeiz, Herrschsucht, Erfolgsjagen, verkürzt die Lebensdauer und somit die Summe des Lebenserfolges, die bei vernünftigem Verhalten auch einem Kranken oft in sehr reichem Maße beschieden ist.

leise zu ihnen hineinschwingt. Dunst wölft noch immer im niederen Raum. Der Schwarze hat den Kopf tief herab auf die gefalteten Hände gebeugt.

Noch immer kniet das Mädchen mitten im Zimmer, schauert mit einem Male zusammen und blickt dann lächelnd empor, als streiche im kühlen Luftzug der Tür eine Hand ihm segnend über den Scheitel...

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
—
Erscheint
zweimal
wöchentlich
—
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Gelegene
Beiträge
willkommen.
—
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
—
Schriftleiter:
Paul Quide,
Warburg.

Nr. 97

14. Dezember 1927

2. Jahrgang

Als ich noch Brinz war...

Roman von Paul Hain.

(15. Fortsetzung)

Urheber-Rechtschutz Verlag Oskar Meißner, Weidenau Sa.

(Nachdruck verboten)

„Fräulein Wieland — wirklich? Wirklich — Sie haben wahrhaftig — das Lächeln von Anton. Da ist was von ihm in Ihrem Gesicht. Bei Gott! Allerdingas — ja — entschuldigen Sie — woher kommen Sie überhaupt? Aber bitte — nun endlich Blau genommen — ich bitte sehr —“

Er schob ihr in püchigem Eifer einen Sessel hin, nahm neben ihr Platz.

„Erzählen Sie mal erst — bitte. Weiß der Himmel — so ganz unbekannt kommen Sie mir doch nicht vor. Aber das macht wohl die Ähnlichkeit — hm? Oder — haben wir uns doch schon gesehen? Erzählen Sie, Kind — marsch, marsch!“ Da erzählte sie. Freimütig — ohne Scheu. Und Lachmann kam aus dem Staunen nicht heraus. Faßte ihre Hände und streichelte sie immer wieder.

„Ja, ja — der Anton! Ein Leichtsinns war er schon. Ein Lustfuchs. Allerdings ein Gottbegnadeter. Und da sind Sie — Kreuzküßchen! — Nähmadel geworden! Alle Wetter! Und Ihre Tante — nee, das ist ja einfach — also einfach wundervoll!“

„Wahr hatte nichts hinterlassen. Nur — ein paar tausend Mark! — die sollten für mich bleiben — wir haben nie einen Pfennig davon genommen. Ich habe Vater — ja nie fingen hören, Herr Lachmann —“

„Ja — ja doch — Sie erzählten ja —“ Ganz unbewußt sprang Lachmann hoch.

„Und nun — nun? — Sie wollen fingen lernen? Ja — fangen Sie denn überhaupt —“

„Man sagt, ich hätte eine sehr gute Stimme.“ Lachmann stand breitbeinig vor ihr.

„So — sagt man?“ Er lachte.

„Dann — dann hätten Sie sich schon längst einmal bei mir sehen lassen sollen, Verehrteste! Fräulein Wieland — Ihr Vater war einer von den ganz Großen. Er würde sich im Grabe umdrehen, wenn —“

„Wenn einer aus seiner Familie behauptete, er könnte fingen — und wäre nur ein blutiger Dilettant. Das wollten Sie doch sagen?“

Lachmann saß schon am Flügel.

„Unfinn!“

Er sah über die Schulter zurück. Sah in dieses schön, stolze Mädchenauge — und fragte hart:

„Sie haben Noten in der Tasche, nicht wahr? Zeigen Sie mal her!“

Anita öffnete die Tasche. Nahm die Noten heraus. Er blätterte darin. Nachdenklich.

„Sie — können selbst spielen?“

„Ja — ich lernte es von selbst.“

„Hm — auch die Begleitung zu diesem Lied hier? Wein-gartners Weinlied! Das ist nicht leicht —“

Anita nickte nur.

„So — so —“ Der mächtige Schädel wandte sich wieder mit einem Ruck um. Die Habichtsnase sah höchst gefährlich aus.

„Wollen Sie's fingen? Ich begleite —“

Er schlug die — Noten auf.

„Bitte — stellen Sie sich dorthin — seitwärts — dort, neben dem Flügelende — daß ich Sie sehe — bitte, Sie brauchen mich nicht anzusehen —“

Ja — das war jetzt der Polterer Lachmann, der plötzlich eine ungeheure Bärtlichkeit für dieses Mädchen in sich fühlte und sein Gefühl hinter Rauheit verstaute, wie es seine Art war.

Die Eingangstür schwingen durchs Zimmer.

Wunderbar, wie das klang, dachte Anita. Dieser Anschlag war der eines Meisters. Und der Ton des Flügels war von herrlicher Klangfarbe.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Mein Gott, ich frage kein Wort hervor — meine Stimme sitzt ganz hinten — ich werde ersticken! So flog die Angst ihr durch das Blut. Er wird mich auslachen. Ich darf ihn nicht anfehen — ich kann nicht fingen!

Aber da nickte er ihr kurz zu. Das Zeichen zum Einsatz. Und — sie konnte fingen! Sie erstreckte nicht! Der Ton flog ihr leicht und silbern aus der Kehle. Ihr war plötzlich, als läge „Perdi“ dort am Flügel — als fühle sie seine Nähe — als hätte er ihr zugenickt und als finge sie für ihn.

Da schwoll ihre Stimme zu glänzender Steigung an und jauchzend flogen die Töne, weinberauscht, wie klingende Perlen von ihren Lippen. Sie fühlte, wie ihre Stimme hallend

Das Zimmer füllte, wie Musfi — Musfi — Musfi aus ihrer Seele Inbrunst sie ganz umhüllte — sie sang — und ihr Herz war selig leicht und froh —
Schmetternd klangen die wenigen Nachtakte der Begleitung hinterher. —
Und es war still.
Nachmann warf den Kopf zurück. Er hatte mit geschlossenen Augen geipelt.
Zitternd stand Anita da. Lehnte sich an den Flügel. Sie atmete heftig.
Da stand Nachmann auf.
Kom auf sie zu.
„Mädel!“
Uno nun dröhnte sein Lachen durch den Raum — aber es war ein gutes, frohes Lachen, das der entzückte Künstler in ihr nicht verhalten konnte.
„Mädel — Anita Wielandt! Sie haben recht, daß Sie zu mir kamen. Sie kamen nicht zu spät — bei Gott! Das Fundament ist da. Fräulein Wielandt. Ihr Vater wird sich nicht im Grabe umdrehen! Er hat Ihnen ein gewaltiges Erbe hinterlassen.“
„Herr Nachmann!“
Er packte sie an den Schultern.
„Und Lust haben Sie — Lungen — fabelhaft! Natürlich — da muß noch tüchtig Gymnastik getrieben werden! In der Höhe langt die Stimme noch nicht ganz! Aber sie wird! Sie wird! Ganz bestimmt! Das ist eine Sache der Übung, des Willens, nichts weiter! Das glanzvolle Fundament ist da! Und hier und da sogar schon rechtlichaffen verwendet! Mädel — das ist Gold in der Kehle!“
Anita war ganz berauscht.
Glückstrahlend sah sie den Kapellmeister an.
„Sie wollen es also probieren?“
„Und ob ich will, Anita Wielandt! Ob ich will! Das bin ich Ihrem Vater ja einfach schuldig! Jawohl! Eine Sünde wäre es, wenn Sie die Gottesgabe nicht nutzen würden.“
„Und — und wie lange, glauben Sie, muß ich noch studieren?“
„Wie lange? Ha — ein, zwei Jahre —“
„Zwei Jahre —“
„Unfinn! Die Zeit spielt hier keine Rolle. Sie sind ein Phänomen. Wer will jetzt — heute — sagen, wann Sie bühnenreif sind! Ein halbes Jahr nehme ich Sie in meine Zucht! Das genügt für das erste, denke ich. Und dann fahren Sie nach München, zu Professor Rammacher — der gibt Ihnen den letzten Schluß. Keine Bange — mit meiner Empfehlung nimmt er Sie ohne weiteres an. Auch der kennt Ihren Vater noch gut.“
Anita wußte, der Kammerlänger Rammacher war der erste Lehrer an der Münchner Staatsoper. Ein Gesangspädagoge von Weltruf. Ihr schwindelte plötzlich vor ihrer eigenen Zukunft. Wie hilfesuchend stützte sie sich gegen Nachmann. Der legte leise den Arm um ihre Schultern und geleitete sie wieder zum Sessel.
„So, Kind — nun erholen Sie sich von dem angenehmen Schrecken. Und gleichzeitig wollen wir mal ein bißchen über die materielle Seite der Angelegenheit plaudern.“
„Ja, Herr Nachmann —“
„Also: Ich rechne es mir zur Ehre an, Ihnen Unterricht geben zu dürfen. Es wäre eine Sünde, wollte ich von Ihnen Geld nehmen —“
Er schmunzelte väterlich.
„Das wollten Sie, Herr Nachmann?“
Anita war ganz referiert.
„Ich erfülle einfach eine Freundschaft gegen Ihren Vater. Nichts weiter. Wir wollen kein Wort darüber verlieren.“
„Das kann ich nicht annehmen —“
„Bapperlopapp! Keine Sentimentalitäten, wenn ich bitten darf. Abgemacht! Morgen fangen wir an. Punktum! Bismarck in der Woche. Natürlich zu Hause fortgesetztes Ueben Voraussetzung. Nun — wir reden noch darüber. Was in einem halben Jahr ist, darüber machen Sie sich bitte jetzt noch keine Sorgen.“
Anita preßte die Hände gegen das klopfende Herz. Das alles war ja so wunderbar!
„Und nun werde ich mal meinem Hausdrachen Bescheid sagen, daß er uns einen vorzüglichen Kaffee braut. Wir haben ihn uns beide verdient.“
Er eilte mit quersilbriger Lebhaftigkeit hinaus und kam bald darauf wieder zurück mit der geheimnisvoll geküßelten Mitteilung:

„Mein Hausdrache ist ganz begeistert von Ihnen. Sie hat nämlich zugehört. Sie versteht beinahe soviel von Musik wie ich. „Das ist mal ein Stimmchen“, hat sie wörtlich gesagt.“
Anita lachte froh.
„O Gott — mir ist ganz selig —“
„Aber Ihrer Frau Tante muß ich doch einmal sagen: Daß sie sich nie bei mir hat sehen lassen und Sie beinahe um Ihre Zukunft gebracht hätte, das war nicht hübsch von ihr! Ein Glück, daß Sie endlich den Mut gefunden haben, zu mir zu kommen.“
Anita senkte den Kopf. Es lag ihr auf den Lippen, auszurufen: „Ach — es ist ja ganz anders! Daß ich endlich wußte, wozu ich bestimmt bin, das hat einen ganz anderen Grund! Es war die Liebe eines Prinzen, die mich wach gemacht hat und mutig. Ich danke ich es, daß ich jetzt bei Ihnen sitze. Wenn er mein Herz auch voll Leid machte. Ich danke ich es dennoch!“
Aber sie schwieg.
Das mußte das tiefe Geheimnis ihrer Seele bleiben.
Und sie lächelte herzlich und sagte dann nur:
„Man darf auch nicht zu früh nach der Kunst verlangen. Ich war ja so lange noch ein Kind.“
Nachmann nickte ihr gut zu.
„Sie haben recht, Anita Wielandt! Die Kunst ist nichts für Kinderhände. Kein Spielzeug. Sie ist heiliges Land, in das man nur mit reifer Seele treten darf. Ihre Tante wird doch wohl recht gehabt haben. Sie war ja die Schwester Ihres Vaters. Ich hoffe, auch ihr ein guter Freund zu werden —“

16.

„Ferd — so lustig hab' ich Sie ja noch nie gesehen! Mein — lustig ist eigentlich nicht das rechte Wort. Lustig waren Sie ja auch sonst. Es ist etwas anderes. Ich weiß auch nicht recht.“
Prinzessin Therese hieb mit dem Radet durch die Luft, daß es pffft.
Sie hatte mit Karl Ferdinand gerade ein Spiel beendet. Hell schien die Sonne über den Tennisplatz, der sich an die gepflegten Rasenflächen des Schlossparkes angeschlossen. Karl Ferdinand hatte auch dieses mit einer famolen Schnelligkeit für sich beendet. Er hatte kaum einen Ball verpaßt. Eine forcierte Leichtigkeit war in all seinen Bewegungen.
„Ja, liebe Therese — das macht vielleicht, daß ich Sie dreimal geschlagen habe. Man fühlt seine Meisterchaft.“
„Ach — Sie Spötter!“
Sie blickte ihn aus dunkel glänzenden Augen an. Ihre vollschlanke, fehnige Gestalt in dem weißen Sportkostüm strahlte sich. Das leicht gebräunte Gesicht hatte einen feinen Zug weiblicher Ueberlegenheit.
„Ferd — Sie lügen entsetzlich! Nehmen Sie's mir nicht übel.“
„Oh —“
Der Prinz versuchte zu lachen. Es gelang nicht recht.
„Ihre Lustigkeit ist manchmal wahrhaft tragisch. Auf Ihre Ehre. Es kommt mir nämlich vor, als ob Sie mit Gewalt lustig sein wollten. Es gelingt Ihnen auch zuweilen — man könnte dann meinen Sie wären der reine Junge. Aber dann wieder klappt es doch nicht so recht — und Ihr Lachen wirkt wie eine Grimasse. Stimmt's? Entschuldigen Sie meine Ehrlichkeit. Das meinte ich, als ich vorhin sagte, ich hätte Sie noch nie so lustig gesehen.“
Sie kniff, ihrer Gewohnheit gemäß, ein wenig die Augenlider zu, während sie ihn wie forschend ansah.
„Wir kennen uns doch schon länger“, fügte sie hinzu.
Der Prinz lächelte mühsam.
„Ach — Therese war eine feine Menschenbeobachterin. Er wußte es ja. Und er hatte es in diesen Tagen, da sie nun hier weilte und er so oft mit ihr zusammen war, sich heimlich betätigen müssen. Es war nicht so leicht, sie zu täuschen. Sie hatte ja recht!“
Er zeigte sich — gewaltig froh! Wie sollte es auch anders sein? Vergebens hatte er auf eine Antwort Anitas auf seine stehenden Briefe gewartet. Und doch durfte er seine innere Unruhe über das Ausbleiben jeder Mitteilung nicht verraten, mußte eine sorglose, fröhliche Miene zur Schau tragen, mußte täuschend über hundertlei Dinge plaudern.

(Fortsetzung folgt)

Äpfel und Nüsse als Weihnachtssymbole.

Von Albert Schweizer-Röln.

Seit undenklichen Zeiten pflegten Äpfel und Nüsse den Hauptschmuck des lichterhellten barzdunstenden Weihnachtsbaumes zu bilden. Die Sitte, Äpfel und Nüsse in engste Verbindung mit dem Weihnachtsfest zu bringen, stammt aus zwei sehr verschiedenen, von einander weit entfernten Quellen. In der altchristlichen Poesie des Orients wurde Maria als blühendes „Reis von Jesse“ besungen, ihr göttlicher Sohn aber als duftende Mandelblüte, als der süße Mandelfern oder die Blüte des Muskatbaumes. Nach einer tiefsinnigen, alten Legende bestattete Joseph von Arimathia Jesus gerade über der Stelle, wo einst der sündige Urvater der Menschheit seine letzte Ruhestätte fand und sein Sohn Seth, auf des Herrgotts Gebot, einen Zweig des verhängnisvollen Apfelbaumes aus dem Paradiese pflanzte. Nach der Sage soll dieser Zweig zu einem mächtigen Baum geworden sein, aus dessen Holz fünf Jahrhunderte später das Kreuz Christi gezimmert wurde. Mitten im Paradiese stand der Apfelbaum, von dem alles Unglück für die Menschheit ausgegangen ist, da Eva den Apfel aß. In der christlichen Symbolik wird der Apfel zum Zeichen lodender Versuchung. Aber zugleich verkörpert sich in ihm auch die Sehnsucht nach dem ewigen Glück, das durch die Sünden der Menschen verloren ging und durch das Leiden Christi wieder erlangt wurde. Denn neben dem Apfelbaum des Paradieses steht trostvoll aufgerichtet das Kreuz von Golgatha. So darf der Weihnachtsbaum bei der Geburt des Erlösers seine schimmernden Äpfel über die Welt leuchten lassen, denn sie haben nun das Dämonische der Verlorenen verloren und können die fröhliche Botschaft vom Frieden auf Erden. Besonders auf deutschen Bildern trägt das Jesuskind häufig einen Apfel, als Zeichen seiner Herrschgewalt und zugleich als Trost für alle, die an Adams Missetat erinnert werden. In dem „Apfelkreuz“, das an den vier Enden Äpfel trug, erscheint die sinnfälligste Verbindung von Paradiesbaum und Kreuzeszstamm.

Aber auch in der Symbolik des altgermanischen Heidentums begegnen wir dem Apfel und der Nuss. Goldene Äpfel blühten in Iduns Garten, sie liebten den Göttern Jugend und Glanz. Einst, so erzählt die Edda, hatte der Riese Thiafi den bösen Loki zu fangen gewußt und nur unter der Bedingung wieder frei gegeben, daß er ihm Idun mit ihren verjüngenden Äpfeln verschaffe. Durch List gelang es Loki, Idun aus der Götterburg Asgard hinauszuloden und in die Gewalt des Riesen zu bringen. Durch Iduns Verschwinden wurden die Äsen alt und grau und welkten dahin. Thor zwang Loki,

Idun wieder herbeizuschaffen. Loki nahm das Fälschengewand Freias und flog nordwärts nach Jötunheim zu des Riesen Thiafi Haus. Dieser war gerade auf's Meer hinausgefahren und hatte Idun allein gelassen. Loki verwandelte sie schnell in eine Nuss, nahm sie in seine Klauen und flog durch die Lüfte dahin. Als der Riese zurückkehrte, warf er sich in sein Adlerhemd und jagte den Flüchtigen nach. Diese entkamen glücklich nach der Götterburg, während Thiafi sich die Flügel an einem von den Äsen errichteten und entzündeten Holzstoß verbrannte, gefangen und getötet wurde. Daß mit dem Raub der Äpfel das Hintertreten der Natur und mit dem Altern der Lichtgötter die Urfraft der winterlichen Sonne symbolisiert wird, geht aus zahlreichen ähnlichen Mythen hervor.

In dem uralten Weltbaum der Germanen, der bald als riesige Esche, bald als Apfelbaum gedacht wurde, sind die Früchte die leuchtenden Himmelsgehirne, die jeden Morgen und jede Nacht frisch reifend als goldene Äpfel und Nüsse hervortreten. Wenn man auch unseren Weihnachtsbaum wohl nicht aus germanischer Heidenzeit herleiten darf, so hängen doch die Vorstellungen vom strahlenden Lichterbaum aufs engste mit dem Baumkultus unserer Vorfahren zusammen. Begrüßte man am Fest, das zeitlich mit unserem Weihnachtsbaum zusammenfällt, die Wiedergeburt der Sonne nach langer Winternacht, so ist uns auch der Weihnachtsbaum ein Sinnbild der erwachenden Natur, eine Frühlingsbotschaft in Schnee und Eis. Auch die in germanischen Ländern immer wiederkehrende Sage vom Apfelschweif ist symbolisch als die Verjüngung und Leben spendende Frucht zu deuten. Der Vater, der den Apfel als den Stellvertreter des Sohnes trifft, tötet eigentlich sich selbst, nicht um zu sterben, sondern, um von neuem zu leben.

Äpfel und Nüsse waren Geschenke Wotans bei dem großen germanischen Winterschmaus; die christlichen Nachfolger des Göttervaters, der heilige Nikolaus und der gute Martin, haben diese Gaben übernommen und spenden sie reichlich den artigen Kindern. So ist das Vergolden und Versilbern der Nüsse und Äpfel der Abglanz uralter religiöser und mythischer Vorstellungen. Der Goldschmuck des Baumes soll das goldene Licht der Sonne andeuten, die jetzt wieder zu neuer Kraft und Schönheit erwacht. Die versilberten Früchte sind ein Symbol des blassen Mondescheins, und in der ganzen Sitte schimmert zugleich eine selbige Paradieshoffnung durch: goldene Äpfel und Nüsse als Sinnbilder der Unsterblichkeit und der Auferstehung.

Christahnen.

Skizze von Georg von der Cabeln.

Eine einsame Straße der Großstadt, Tabakdunst wölft durch den niederen Raum der Schenke. An den wenigen Tischen sitzen graue, namenlose Gestalten, trinken und schimpfen Gleich rechts an der Tür hockt der Wirt mit einigen Gästen. Der eine zeigt verstoßen eine blinkende Uhrkette herum. Sie wiegen das Ding in der Hand, schägen es ab. Ab und zu werfen sie einen Blick nach der Ecke, wo der Schwarze sitzt. Jedesmal, wenn sie meinen, daß er herübersehen, schließen sie schnell die Hand über dem blinkenden Ding. Der Schwarze, namenlos wie sie alle, lehnt lang und hager in der Ecke. Seine Glieder umschlottern ein dunkler verschossener Rod. Schwarzes Haar hängt ihm in die Stirn. An seiner Seite auf der Bank steht ein Kasten mit Streichhölzern. Es heißt, der Mann sei einst Geistlicher gewesen, dann geschah irgend etwas, und nun tauchte er in der Stadt unter. Hinter einer dunklen Brille verbergen sich seine Augen. Umweit von ihm sitzen zwei Arbeiter und trinken. Dunst nach Bier, nach alten Kleidern, Schuhen und schlechtem Tabak schwellt im Raum.

Der Schwarze legt das Bierglas an den Mund, dann schiebt er es mit verächtlicher Bewegung zur Seite, redt sich und redet. Er spricht von dem verderblichen Schicksal der Menschheit, er spricht von den Vergessenen und Verlorenen, heßt gegen die, welche im Glück sind, gegen die Herren und Mächtigen, schwört ihnen Vernichtung, flucht, weil Gott an sie allein denke und die anderen vergesse.

Seine Worte atmen Haß, Feindschaft, Verachtung. Die Arbeiter hören aelanaweilt zu. Dann lassen sie ihn reden,

wenden sich ab und unterhalten sich weiter, ohne sich um ihn zu kümmern. Hinter dem Schenktisch sitzt auf einem Stuhl die Tochter des Wirts, ein schmales, blaßes Mädchen und schaut mit fremden Augen, wie abwesend ins Zimmer. Der Vater ruft ihr zu, dem einen noch einmal das Glas zu füllen, sie überhört es, scheint überhaupt auf nichts zu achten, was um sie herum vorgeht. Da läßt der Vater sie gehen, schlürft an dem Bierhahn und füllt selbst das Glas. Er weiß, seine Tochter hat solche Tage, an denen sie nicht richtig im Kopf ist, wie er meint.

Halb mit einem Seufzer, halb mit einem Fluch endet der Schwarze seine Rede, schlägt die Faust auf den Tisch und sinkt dann in der Ecke, neben dem Streichholzkasten, wieder zusammen. Plötzlich öffnet sich die Tür nach dem Gang. Niemand achtete darauf, nur das Mädchen erhebt sich und starrt nach der geöffneten Tür. Regen und Schnee untermischt schlagen und rieseln gegen die Scheiben der Fenster. Das Läuten der Glocken klingt leise herein.

Wie von innerer Kraft erhoben, steht das Mädchen steil vor dem Stuhl, blickt ins Zimmer und streckt die Arme gegen die Tür. „Der Herr Christus!“ ruft die Blasse auf einmal und atmet schwer wie nach einem großen Erschrecken. Während die anderen erstaunt nach ihr hinschauen, legt sie Fuß vor Fuß und wankt gegen die Tür. Plötzlich kniet sie nieder, beugt sich tief, daß ihre Stirn fast den Boden berührt, greift nach den gelösten Haaren und wischt damit über den Boden hin, fast, als wolle sie die Füße eines Unsichtbaren abtrocknen.